

Er war 25 Jahre alt, trug einen schönen, elegant gekämmten schwarzen Bart, einen nach der letzten Mode gearbeiteten Rock, hatte 15,000 Francs Rente, genügend viel Geld, sehr viel Würde, ein kleines Kesseln Herz und einen hübschen Namen.

Tropdem aber langweilte er sich. Einer Tages ging er die langen Arkaden der Rue de Rivoli hinunter, als er plötzlich hinter sich zwei lange, weisse, heitere Stimmen vernahm; er sah sich um und bemerkte zwei stattliche Männer mit entzückten Gesichtern und glücklichen Miene. Aus ihrer Unterhaltung vernahm er sofort, daß er es mit zwei Provinzialen zu thun hatte. Glücklich rief er: „Wie sie sich amüßten! Und über alles Mögliche! Über die Wagen und die Schaufenster, über die Läden und über die Verkäuferinnen. Wie ein Blitz schoß Leonce, so hielt unser junger Freund, ein Gedanke durch den Kopf, und er sagte sich: „Ich weiß nicht, was ich anfangen soll, machen wir es also wie diese beiden Provinzialen; ich werde ihnen überall hin folgen und sie den ganzen Tag über nicht lassen.“

Gesagt, gethan. Leonce folgte den beiden Männern überall hin, und als der Tag zu Ende war, gelang es ihm, daß er sich wirklich amüßte hatte. Die Stunden waren ihm mit unbekannter Schnelligkeit vergangen, und er hatte in Paris, wo er geboren war, eine Menge Dinge gesehen, von denen er vorher keine Ahnung gehabt hatte.

Dieser Tag blieb Leonce in angenehmer Erinnerung, und er beschloß, sich dasselbe Vergnügen recht bald wieder zu bereiten. Das Mittel dazu war leicht; Leonce ging alle Tage auf den Boulevard in der Rue de Rivoli oder im Palais Royal spazieren. Doch zog er bald aus leicht begreiflichen Gründen die Provinzialinnen den Provinzialen vor.

Eines Morgens hielt Leonce gerade seine gewöhnliche Jagd, die Jagd auf die Provinzialen, ab, da bemerkte er einen dicken Mann von etwa fünfzig Jahren, der eine Frau von etwa fünfzig Jahren am Arme führte, die noch einige Reste von früherer Schönheit bewahrte. Der Herr sagte: „Ich finde, Madame Dulaurier, daß unsere Mädchen etwas sehr schön sind.“

„De, Louise, he, Louise!“ rief Madame.

Bei diesem Doppelpetrus blieben zwei junge Damen, die einige Schritte vorausgegangen waren, stehen. Louise war augenscheinlich älter als Louise — wahrscheinlich ihre Schwester, wie Leonce dachte. Louise war wenigstens 25 Jahre; sie war groß wie ihre Mutter, stämmig, feierlich und imposant. Ihre Schwester Louise, die ihr körperlich fast gar nicht, sie war klein, schlank, fein und elegant.

Leonce fand Fräulein Louise reizend und begann den vier Personen mit ganz besonderer Aufmerksamkeit zu folgen.

Nach dem Frühstück wandten sich die vier Fremden dem Wohnhof Saint-Lazare zu, stets von Leonce gefolgt; doch blieb dieser nicht in denselben Wagen, und als man in Saint-Cloud ankam, ließ er sich zuerst nicht einmal sehen.

Die Dulauriers gingen in eine der reizenden Alleen des Parkes, Louise blieb auf dem Gehsteig zurück, um die Schritte der Schwänne zu verfolgen, und als sie sich umwandte, sah sie neben sich Leonce stehen, der ebenfalls mit den Schwännen spielte.

Louise stieß einen Schrei aus und eilte sofort zu ihrer Familie.

Nach etwa einstädtigem Spaziergange gingen Herr und Frau Dulaurier an, sich recht ermunter zu fühlen.

„Über mein Gott,“ rief der Vater, „findet man denn hier nicht die kleinste Quelle? Ich fälle vor Müdigkeit um und möchte mich gern erfrischen.“

Leonce fand die Gelegenheit gut, er näherte sich Madame Dulaurier und sagte, den Hut abnehmend:

Gnädige Frau, ich kann Ihnen eine ausgezeichnete Quelle zeigen, die in der ganzen Gegend hier berühmt ist.“

„Ich danke Ihnen tausendmal, mein Herr,“ versetzte Madame Dulaurier.

„Wenn Sie gestattet, Madame, werde ich Sie selbst hinführen.“

Der Spaziergang wurde fortgesetzt, und es entspann sich eine lebhaftere Unterhaltung zwischen Herrn Dulaurier, Madame Dulaurier und Leonce.

Der junge Mann besaß Gewandtheit, Geist, und man fand ihn bald reizend.

„Man muß gesehen,“ sagte Madame Dulaurier, „das Leben in Paris ist recht anstrengend, die Wege sind so lang.“

„Lieber Vater,“ rief Louise, „wie war's wenn wir bis heute Abend hier blieben?“

„Was heute Abend? Das ist unmöglich, wir kennen die Wege nicht und wästen auch nicht, wo wir dinsten sollten.“

„Wenn es weiter nichts ist,“ beeilte sich Leonce zu sagen, „ich kenne ein hübsches Restaurant mit Lauben, Springbrunnen und Blumen, wo man besser als in Paris dinst.“

Die Dulauriers nahmen mit Vergnügen an, man machte sich wieder auf

# Der Sonntagsgast.

den Weg, und eine Stunde später saßen unsere fünf Freunde in einer Laube des von Leonce vertheidigten Restaurants, und als man von einander schied, war man fast befreundet. „Wie schade, mein Herr,“ sagte Herr Dulaurier, „wie schade, daß wir uns so spät kennen gelernt haben; doch was läßt sich dagegen thun, wir reisen morgen ab.“

„Ah, das!“ entgegnete Madame Dulaurier, „wenn Herr v. Verdun ein armeliges kleines Dörfchen wie das unsere nicht verschmäht, so könnte er uns ja nächstens besuchen.“

„Von ganzem Herzen, Madame,“ beeilte sich Leonce zu erwidern.

Zwei Monate später flog Leonce an einem schönen Herbstabende am Bahnhof von Douai ab, und Herr Dulaurier reichte ihm über das Gitter die Hand; ein mit zwei schönen Pferden bespannter Wagen trug den jungen Mann und seinen Wirth über die handigen Landstraßen Flanderns dahin.

Leonce wurde mit der herzlichsten Freude von Madame Dulaurier, mit einem freundschaftlichen Gruß von Louise, mit einem eigentümlichen Rädeln von Louise empfangen.

Nach dem Dinner, das sich bis in den Abend hinein, sagte Herr Dulaurier zu Leonce:

„Jetzt schide ich Sie ohne Umstände zu Wort; nach einer Fahrt von mehreren Stunden auf der Eisenbahn ist einem der Kopf schwer; ich werde Sie also auf Ihr Zimmer führen und damit gute Nacht!“

Als Leonce sich allein sah, fing er an, seine Koffer aufzusuchen; dann zog er aus seiner Brusttasche ein tolet zusammengepacktes Briefchen und fing an, sich dasselbe mit lauter Stimme vorzulesen. Das Briefchen lautete folgendermaßen:

„Ich liebe Sie; wer sollte Sie nicht lieben? Wenn ich Paris verlassen habe, so geschah das nur, um Ihnen meine Liebe zu beweisen. Seit zwei Monaten habe ich nur an Sie gedacht, seit dem Spaziergange, der über mein Leben entschied. Oh, wenn Sie mich doch wieder liebten!“

„Nicht übel, nicht übel,“ sagte Leonce zu sich selbst, „ich habe einen Liebesbrief nie besser abgefaßt. Jetzt handelt es sich nur noch darum, ihn ihr zuzustellen; aber wie? Das einfachste Mittel ist immer das beste; ich werde ihn ihr in Ihr Zimmer unter die Thür schieben... doch wo ist Ihr Zimmer, das ist die Frage... auf jeden Fall werde ich es sehr bald erfahren; ich brauche nur auf das Geräusch der Thüren im Hause zu achten.“

Sein Warten dauerte nicht allzulange, er hörte bald auf dem nächtlichen Corridor leichte Schritte, das Rauschen eines Kleides und sah, wie eine Lampe an seiner Thür vorübergetragen wurde. Schnell erhob er sich, öffnete die Thür mit größter Vorsicht, steckte schnell den Kopf vor und bemerkte das Kleid und die feine Gestalt Louise's, die in einem Zimmer im Hintergrund des Corridors auf der linken Seite eintrat.

„Mein Herr,“ sagte er mit leisem Schritt, „ich habe eine wichtige Mitteilung an Sie.“

„Ich bin von der Belde,“ fuhr der Herr immer wilder fort und drückte den Arm des jungen Mannes immer fester.

„Na, wenn Sie von der Belde sind,“ antwortete Leonce, „was wollen Sie denn von mir?“

„Was ich von Ihnen will? — Die Belde will ich Ihnen abschneiden.“

„Ja, aber...“

„Keine Erklärung! — Stehen Sie auf und folgen Sie mir!“

Leonce hielt es für das Beste, zu gehorchen, um sich dieses Originals zu entledigen, und war in wenigen Minuten angelaufen.

Der Knie von der Belde erfaßte Leonce beim Arm, zog ihn über eine Wendeltreppe und erreichte einen Garten, dessen Thür er öffnete, die auf eine einsame Straße hinausführte; dort sah er zwei Herren gegenüber, die ihm vollständig unbekannt waren.

„Herr v. Verdun,“ sagte der Herr von der Belde, „die Herren kennen alle die Ursache des Duells — also keine Erklärungen weiter!“

„Aber, verehrter Herr, man schlägt sich doch nicht ohne Grund...“

„Ah, mein Herr, sind Sie etwa ein...“

Leonce war leichtsinnig, aber er war tapfer; daher gestattete er Herrn von der Belde nicht, seinen Satz zu vollenden, sondern sagte eifrig:

„Ich stehe Ihnen zu Diensten, mein Herr!“

„Man verließ das Haus und erreichte nach einigen Minuten ein kleines Waldchen.“

Leonce war nicht ungewandt im Fechten, er parirte die ersten Stöße sehr gut, und die Spitze seines Degens ritzte sogar die Hand seines Gegners; doch dieser, über die Wunde wühend, machte einen heftigen Anstich und traf mit der Degenspitze die Brust des jungen Mannes. Der Unglückliche wich zurück und stürzte entsetzlich bleich zur Erde.

Sofort eilte Herr von der Belde auf Leonce zu, neigte sich über ihn und prüfte ängstlich die Wunde; dann sagte er mit verzweifelter Bewegung und zitternder Stimme zu den Zeugen:

„Ich Ungeschickter! Ich habe die Säge zu weit getrieben!“

Leonce reichte ihm die Hand.

Aber warum, zum Kuckuck, schiden Sie auch meiner Frau Liebesbriefe? Man schreibt doch einer verheirateten Frau nicht in einem solchen Stil! Und was für eine Dummheit, den Brief in Ihr Zimmer zu werfen! Ich habe ihn nämlich dort gefunden.“

„Wie!“ murmelte Leonce, „sie ist Ihre Frau? Ich hielt sie noch für ein junges Mädchen... nun, mein Herr, ich wünsche Ihnen Glück, sie haben eine reizende Frau, und ich habe nie eine hübschere Blondine gesehen.“

„Blondine haben Sie gesagt? Blondine? Ach, der arme Junge, er weiß nicht mehr, was er spricht! meine Frau ist brünett, mein Herr, meine Frau ist braun und zwar sehr braun, mein Herr! Er verwechselt sie mit Louise! ja, die ist in der That blond, ja sogar sehr blond.“

„Aber mein Brief war für sie bestimmt!“

„Was? Für Louise?“ rief Herr von der Belde entsetzt, „oh ich Dummkopf, was habe ich da angerichtet!“

Als man nach Hause kam, wurde Leonce ohnmächtig.

Als er wieder zum Bewusstsein kam, bot sich ein unerwartetes Schauspiel seinen Blicken:

Herr und Frau Dulaurier umstanden ihn mit ängstlicher Miene, Herr von der Belde meinte am Fuße des Bettes, Louise bereitete eine Stärkung, und Fräulein Louise betrachtete bleich und aufmerksam den Verwundeten, der, als er sie erkannte, ihr zulächelte.

„Keine Erklärungen,“ sagte Leonce, dem Kneifen die Hand reichend, „Sie selbst sagten ja vorhin: keine Erklärungen!“

Die Heilung dauerte nicht allzulange. Leonce entbiete in Fräulein Louise Augen, wie er sie bisher noch bei seiner Pariserin gefunden, und sagte eines Tages zu Herr von der Belde:

„Mein Herr, wenn Fräulein Louise will, und wenn Sie einwilligen...“

„Keine Erklärungen!“ sagte der brave Riese lächelnd, wir wissen Bescheid.“

Und drei Monate später feierte Leonce seine Hochzeit mit Fräulein Louise Dulaurier.

## Berlin-Hannover-Cöln.

Humoreste von Fritz Alexander Kochius.

Der um 9 Uhr 42 Minuten Abends von Station Friedrichstraße in Berlin abgehende Schnellzug Berlin-Hannover-Cöln fuhr dampfend und schnaubend in den Stadtbahnhof ein.

Durch die auf- und abwogende, nach einem Coupee stehende Menschenmenge drängte sich hastig und nach Luft schnappend ein torpulerer, mit Handgepäck in mehr als umfangreicher Menge beladener Reisender.

„Schaffner, einen Coplay zweiter, Hannover,“ brüllte er den ersten ihm in den Weg kommenden Schaffner an.

„Schaffen Sie mir einen Coplay, wo man ein bisschen schlafen kann.“

„Bedauer, alle Coplays besetzt,“ erwiderte der vielbeschäftigte Angerufene, „machen Sie nur schnell, daß Sie überhaupt noch mitkommen, der Zug geht gleich ab, hier zweiter, ruhiges Coupee, lauter Damen, Nichtraucher, bitte steigen Sie schnell ein. Dabei hatte der Schaffner schon die Coupeuthür geöffnet und wollte den Dicken hineinschieben. Da kam er aber bei demselben schon an.“

„Sie sind wohl schwerhörig, einen Coplay will ich haben,“ erwiderte der Dike in brüllendem Tone, einen „Coplay, können Sie denn nicht begreifen, einen Coplay.“

Hierbei drückte er dem Schaffner ein Markstück in die Hand.

Dem Schaffner erschien der Dike plötzlich als der höflichste aller Reisenden, und im Ru war ein Coplay für denselben gefunden. Mit möglicher Eile wurde er durch die enge Coupeuthür geschoben, was bei seinem Leibesumfang keine Kleinigkeit war, die ihm hierbei entfallenen Gepäckstücke wurden ihm nachgeworfen, und der Zug setzte sich in Bewegung.

„Bitte um die Fahrkarten, meine Herrschaften.“

Der Schaffner erschien auf dem Trittbrett vor dem geöffneten Coupepfeifer und streckte verlangend die Hand nach den Zeugen für das erlegte Fahrgeld aus, um sie der durchlöchernden Kontrolle zu unterziehen.

Auch der Dike reichte ihm sein Billet mit den Worten: „Hören Sie 'mal, Schaffner, hier haben Sie 'n Halter, ich will 'n bisschen schlafen, werden Sie mich in Hannover, lassen Sie sich aber nicht abweisen, wenn ich etwa grob werden sollte, schmeißen Sie mich auf jeden Fall in Hannover raus.“

„Danke sehr, mein Herr, soll geschähen, werden sich über mich nicht zu beklagen haben, erwiderte der Schaffner, vergnügt lächelnd über das reichliche Trinkgeld und verschwand, um seines Amtes an den übrigen Coupees weiter zu waltten.“

Dem am nächsten Wegen thätigen Kollegen rief er zu: „Du Aujuß, habe hier 'n feinen Passagier, fürchtbar grober Kerl, ich hab aber nicht, hat ein feiner Trinkgeld jechen, will in Hannover aussteigen, schläft 'n bisschen feste, helf mir 'man d'ran denken, wir drinten nachher ein.“

„Machen wir, wenn Du ihm alleene nicht raus kriegst, denn helf ich Dir, ruf mir man, wenn er so weit ist.“

Inzwischen hatte der „feine Passagier“ sich im Coupe häuslich nieder gelassen und war damit beschäftigt, sein Gepäck unterzubringen, was bei der Reichththigkeit derselben nicht so leicht war. Er sah und drängte das Gepäck der übrigen Reisenden auf einen Haufen zusammen und placirte sein eigenes möglichst bequem. Bei dem Hin- und Hergelassen trat er einer im Coupe ebenfalls anwesenden Dame auf den Fuß, daß diese laut aufschrie, ohne jedoch dadurch den Dicken zu einer Entschuldigung zu veranlassen. Unter den Mitreisenden wurde bereits ein unwilliges Gemurmel laut, woran sich der Dike jedoch nicht legte.

Endlich hatte er alles untergebracht und begann nun Toilette zu machen, als ob er sich in seinem Schlafzimmer zu Hause befände. Er zog die Stiefel aus und dafür bequeme Füßschuhe an, setzte eine Schlafmütze auf und machte es sich so bequem wie möglich auf dem ihm zukommenden Platz, wobei er mit der auf demselben Sitz befindlichen Dame in unangenehme Berührung kam, so daß diese in die äußerste Ecke rücken mußte.

„Mein Herr,“ ließ sich jetzt der, der Dame gegenüber sitzende Herr vernehmen, „die Dame ist meine Frau.“

„Wird sie Ihnen nicht wegnehmen,“ erwiderte der Dike grob.

„Ich muß aber bitten, daß Sie sich hier etwas anständiger benehmen, wir andern haben auch unser Billet bezahlt, Sie können doch nicht das ganze Coupee für sich alleine in Anspruch nehmen.“

„Wir egal,“ kam es gähmend von des Dicken Lippen zurück, „ich will schlafen.“

„Ja dann hätten Sie sich im Schlafwagen einen Platz nehmen müssen,“ erwiderte der beleidigte Ehegatte.

„Zum Donnerwetter, hören Sie mich nicht und lassen Sie mich schlafen, sonst werde ich grob.“

Der intervenirte Ehegatte sah ein, daß mit dem Grobian nichts aufzustellen war und stand auf, um seiner Frau seinen Platz einzuräumen. Nun streckte sich der Dike der Länge nach aus und begann zu schnarchen, als ob eine Sägemühle in Betrieb gesetzt worden wäre.

Auf der nächsten Station fuhr das beleidigte Ehepaar aus und warf dem Schnardierenden noch einen wüthenden Blick zu.

Während dessen hatten sich die beiden Schaffner an der geliebten Rummelschneide gütlich gethan und wie „Aujuß!“ lachend meinte, verschiedene auf den „Dienst“ genommen. Einige unterwogen noch genehmigte Biere hatten das Röhige dazu beigetragen, um die beiden in angeheitertem Zustand zu verlassen, daß ihr Gang, nachdem der Zug in Station Hannover eingefahren war, bedeutenden Schwantungen unterworfen war.

Das hinderte dem mit vier Mark Trinkgeld bedachten Schaffner jedoch nicht, sein, dem schlafwandelnden Reisenden gegebenes Versprechen, ihn in Hannover auf jeden Fall zu wecken, einzulösen.

„Ru aber ran,“ meinte er daher zu seinem Kollegen. „Ru woll'n wir 'mal den Dicken ausladen.“

„Hannover, zwei Minuten Aufenthalt,“ rief der Schaffner in die geöffnete Coupeuthür. „Mein Herr, Sie müssen aussteigen.“

„Fällt mir gar nicht ein, lassen Sie mich in Ruhe, weshalb brüllen Sie mich überhaupt so an, ich kann doch hören, erschoß es aus dem matterleuchteten Innern des Coupees zurück.“

„Du, Aujuß,“ rief der Schaffner nach seinem Kollegen, „komm 'mal ran, der steigt jutwillig nicht aus!“

Der Gerufene war sofort zur Stelle, und nun begann ein wahrer Kampf zwischen dem sich heftig kränkelnden Reisenden und den beiden angetrunkenen Schaffnern, bis letztere doch durch die Uebermacht den Reisenden an die frische Luft setzten und ihm aus dem bereits wieder abfahrenden Zug sein Gepäck zum Coupepfeifer herausgeschleuderten.

„Der was aber 'n Stül Arbeit, Aujuß,“ meinte der Schaffner zu seinem Kollegen, „beinahe hätten wir den Kerl nicht rauskriegt. So 'ne Arbeit is mit vier Mark noch jarnich bezahlit. Un dabei quatscht der Kerl noch davon, det er uns anzeigen will. Erst jieht er 'n Trinkgeld, det er rausgeschmissen werden möchte, un nachher will er uns noch anzeigen, na so wat dummet.“

„Ohne weitere Zwischenfälle für die beiden Schaffner erreichte der Zug die Endstation Cöln.“

Die Schaffner revidirten die von den Reisenden verlassenen Coupees, wobei der vorher genannte in einem derselben noch einen bebaglich schnarchenden der Länge nach auf den Sitz ausgestreckten Reisenden vorfand.

„Mein Herr, wir sind am Ende, Sie müssen aufsteigen,“ wachte er den Schlafenden.

„Sie sind wohl verträkt, lassen Sie mich in Ruhe, kann man denn nicht 'mal 'n halbe Stunde ruhig schlafen!“

„Ja, det können Sie ja, Männchen, aber nicht hier, der Zug fährt ja nicht weiter, Sie müssen aufsteigen.“

„Zum Donnerwetter, lassen Sie mich in Ruhe,“ erwiderte der unsant aus seinem Schlummer Gewachte, „oder ich werde ernstlich grob.“

Der Schaffner rief nach seinem Bundesgenossen und meinte: „Du Aujuß, komm 'mal her, da drinn liegt noch eener, der is noch röder, als wie der, den wir in Hannover rausgeschmissen haben.“

Im nächsten Augenblicke war der Schlafende von den beiden Schaffnern gepackt und befand sich auf dem Perron, wo er von dem schallenden Gelächter des durch den Lärm herbeigelockten übrigen Zugersonnals empfangen wurde. Er gebärdete sich wie ein Koller und schimpfte auf eine entsetzliche Weise, bis ihm endlich klar wurde, daß er in Cöln sei und der Zug nicht weiter fahre.

Jetzt ging aber den beiden Schaffnern ein Licht auf, denn in dem Reisenden erkannten sie denselben, der in Hannover hatte aufsteigen wollen. Sie hatten in Hannover einen falschen herausgeschmissen. Es war nämlich im Nebencoupee noch ein „Dicker“ mitgefahren, und in ihrer hochgemuthen Trinkgeldstimmung hatten sie die Coupees verwechselt.

Tableau —

Die Schaffner drückten sich schleunigst heimwärts in die Büsche, während der Dike sich ruhend an den Stationsvorsteher wandte, um den Vorfall in das Beschwerdebuch einzutragen.

## Vom Tanz der Geishas.

Ueber den Tanz der Geishas in Japan enthält das Werk Dr. Emil Selenta's „Sonntige Welten“ eine interessante Skizze. Die Scene spielt in einem japanischen Theaterviertel. Dr. Selenta erzählt: Ein halbes Duzend allerliebster Puppen — ich meine, junge Mädchen von 12 bis 15 Jahren nebst einigen gesetzeren 17- bis 20jährigen ausdrucksvollen Wesen — haben sich dicht vor uns hingehockt. Die meisten führen Blumenamen, gemäht bei in Japan herrschenden Sitte; alle sind vier, fünf, ja sieben Jahre lang von ihrem Tanzmeister, Gesang- und Schreiblehrer unterwiesen worden und beweisen durch decentes zurückhaltendes Benehmen, daß der Unterricht sich erfolgreich auf nette Manieren erstreckt hat. Die jüngeren sind Tänzerinnen, Trommel- und Paukenschlägerinnen; die älteren sind schon zum Gesang und Samisen- (Guitaren)-Spiel übergegangen. Jene gleichen bei aufbrechenden, thaufrischen Anossen, die den entfalteten, ausdrucksvolleren Blüthen. Jede Nüsmie ist mit einem kleinen Täschchen für Puder, Rothschminke und Mochschin, mit einigen winzigen Pierstschentüchlein sowie einem Miniaturnecessaire ausgestattet, welches Spiegelchen, Räumchen, Puderquaste und Pinself birgt — unentbehrliche Gegen-

stände, da das Gesicht feist weiß gepudert, die Lippe dunkelrot und das Haar in Glätte erhalten sein muß; die öfters erforderliche Kosmetik wird immer sehr ungernit vorgekommen. Im Gegenthat zu den in graue oder dunkelbunte Kleider gekleideten weiblichen Bürgerleuten schmücken sich die Geishas oder Tanzmädchen mit prächtig gemusterten bunten Gewändern. Das beschwarze, durch Salben und Oel fettglänzende und je nach dem Alter verschieden frisirte Haupthaar zieren künstliche Schmetterlinge und Blumen, Gold- und Silberfäden sowie goldene Nadeln, ein glitzernder Schmuck, der besonders bei den Tanzbewegungen zur prächtigsten Wirkung kommt.

Das sollten wir gleich erfahren. Es wurden nämlich plötzlich die Zwischenwänden zusammengehoben, und sechs überaus zierliche, schlank gebaute Geishas, in schmetterlingsbunte Seidenanzüge gekleidet und mit Fächern in den Händen, erschienen in gemessenem Schritt, verbogenen sich grazids und führten in rhythmischen, weichen und sanften Bewegungen nach dem Takte der Musik einen mimischen Tanz auf, anmuthig den Fächer zwischen den Fingern und Arme und Hände mit unerschütterlicher Grazie bewegend. Nach einer Pause, welche durch Schwaegen, Gessen und Trinken ausgefüllt wurde, führte ein Bachsin, an dessen Wiege zwei alle drei Geishas beweiht hatten, einen lebhaftesten pantomimischen Solotanz auf. Sie stellten einen Spaziergang dar: die Vorbereitungen zur Straßentoitette, den Ausgang, Gruß zu Bekannten, Rolletiren unter Zubühlnahme ihrer lang herabhängenden Ärmel, Flucht vor dem Regen usw. Jede auch die kleinste Bewegung geschah in unbeschreiblicher Anmuth, und obwohl die Pantomime durch einem Plätschen von zwei Schönen Durchmesser darge stellt wurde, ersankte die kleine Künstlerin eine überaus feine Vorfellichkeit und Gewandtheit in den Gesten des charmanter Körperdens und der Glieder. Und als sie, nach beendetem Tanze herbeigerufen, sich sitziam zu uns husschelte und mit zierlichem Stimmchen zu plaudern begann, da glaubte ich wirklich, ein vergaubertes Mädchen vor mir zu sehen. Schwarze melancholische Sternaugen, die aus den knopflöchigen Schnallent sanft hervorguckten, ein feines Adermäschgen, ein Mund wie eine kleine Kirsche, händchen und hüßchen pudwig wie die eines Kindes und diegiam wie Kauschiff, mit ungeschuldvollem Benehmen! Auf der ganzen Welt giebt es nicht zierlicheres und niedlicheres als solche junge Geishas, und man begreift die Vorliebe der Japaner für die Theaterviertel sowie ihre Ausdauer im Anschauen dieses Spielzeuges. Erreut über die lieblichen Eintrick, bescheiden wir die munteren Kinder, brachten endlich auf und vielsinnig klang uns ein „Sayonara“, Ad, nach.

## Eine Gautier-Reliquie.

Der berühmte französische Dichter Theophile Gautier kam erst wieder in seine Vaterstadt Tarbes als greiser Mann, die er schon als ein dreijähriges Kind verlassen und seitdem nicht wieder gesehen hatte. Gautier hörte während dieses Aufenthalts zu seinem Erlaunen, daß man in Tarbes mit einer gewissen Pietät den Touristen, denen es etwa einfiel, die Stadt zu besuchen, im Gymnasium die Schulbank und den Schulstisch gezeigt, wo er gesessen hätte. Gautier beglückte, doch auch die wunder-same Reliquie anzusehen. Er gab sich auch nicht durch die leiseren Andeutungen zu erkennen und erklärte dem Rector, der ihn selbst führte, nur, er sei ein begieriger Bewunderer der Werke Gautiers. Es interessirte Gautier nicht wenig, zum erstenmal in diesem Leben die Schulbank zu sehen, die doch mindestens jene hätte sein können, auf der er gesessen. Wie sie aber sein Graßgen, als der Rector zu erzählen wußte, welche ein vorzüglicher, feinspinner Schiller der kleine Theophile, der jetzt so berühmte Dichter, gewesen sei. Schließlich zeigte man dem „Bewunderer der Werke Gautiers“ auch noch die Stelle an der er in den Schulstisch mit einem Federmeßer den Namen „Gautier“ eingeschnitten hätte.

Ein Pbillster — meinte Gautier oft — hätte sich wahrscheinlich das Vergnügen gemacht, seinen Namen zu nennen. Er ging, wie er gekommen war, und vielleicht zeigt man noch heute in Tarbes die Schulbank und den Schulstisch Theophile Gautiers.

## Da Mide.

Da Mide is — wech Snabbgen — Gee Riese Gohliad. Es gäunden viele sizgen Es einen Vindenblad. Doch luidig is das Wälchen; Es hadt sich Ried und Rüh. Es sieh d' rich' ger Dierfreind Gän ihren Dangen zu. Sie haben geene Sorgen, Ihr Magen brauch' nich viel. Nur eues gamm fa gären: Wenn naß is es und giel.

Doch sängst, wenn's warm, de Schwalwe Rannch halbes Dubzgen wad, Die megen ihr so schmücken Wie uns de fadd' de Eßbad. —

So wie's um diese Dierchen Id's ooch um uns beßbad: Mehr Freind gibb's als Freinde Off diefer beßen Wad.